

Angela und Karlheinz

Steinmüller

Andymon

Eine Weltraum-
Utopie

MEMORANDA ist ein Imprint des Golkonda Verlages
und wird herausgegeben von Hardy Kettlitz.

Angela und Karlheinz Steinmüller: Andymon. Eine Weltraum-Utopie
(Werke in Einzelausgaben. Band 2)
Herausgegeben von Erik Simon

Vignette von Thomas Hofmann

- © 1982, 2004 Angela und Karlheinz Steinmüller (für den Roman »Andymon«)
- © 1986, 1993 Erik Simon (für die »Hymne des Planeten Andymon«)
- © 2004, 2018 Angela und Karlheinz Steinmüller (für »Die Schiffsgeborenen« und das Nachwort)
- © 2015 Karlheinz Steinmüller (für »Andymon und die Langfristperspektiven der Menschheit«)
- © 2018 Thomas Hofmann (für die Vignette)

© dieser Ausgabe 2018 by Golkonda Verlag GmbH, München · Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Redaktion der Neufassung: Erik Simon
Korrektur: Sara Riffel
Gestaltung: Hardy Kettlitz & s.BENeš [www.benswerk.de]
Satz: Hardy Kettlitz
Druck: Schaltungsdienst Lange

www.golkonda-verlag.de
www.memoranda.eu

ISBN: 978-3-946503-28-6 (Buchausgabe)
ISBN: 978-3-946503-29-3 (E-Book)

Andymon

Eine Weltraum-Utopie



Teil I
Das Schiff

Woher?

Es gibt eine Reihe von Fragen, die sich der Mensch wieder und wieder stellt. Das war schon auf einem Planeten mit Namen Erde so, der für uns kaum mehr bedeutet als eine phantastische kosmische Sage. Und das wird so sein bis in alle Zukunft unseres Planeten Andymon, über der genau wie über der irdischen Vergangenheit der Schleier der Zeit liegt.

Ich bin früh auf diese Fragen gestoßen, fast noch als Kind. Ich hatte die Bücher für mich entdeckt, und ich las viel und je nach Stimmung leichtverständliche Wissenschaft, viel Geschichte, erfundene Abenteuer, aber auch Lyrik. Und eines dieser Gedichte, dessen Wortlaut in der toten Sprache der Inka ich nicht kenne, fragte: Woher komme ich? Was bin ich? Wohin gehe ich?

Es schien, als ob ich die bohrenden Verse des längst zu Staub zerfallenen Dichters beantworten könnte: Du kamst aus dem Schoß deiner Mutter – soviel wußte ich damals schon, daß die Menschen der Erde Mütter hatten – in dem untergegangenen Reiche der Inka auf dem von uns nie gesehenen Planeten Erde; du warst ein Mensch, ein Homo sapiens, gemäß der Einordnung in die Systematik des Lebenden; und du bist eines gewaltsamen Todes gestorben, als bärtige Barbaren all das zerstörten, was dir als Kultur galt. So einfach erschien es mir, die Fragen des indianischen Dichters zu beantworten.

So einfach ... Doch: Woher komme ich? Was bin ich? Wohin gehe ich?

Kann ich die letzte Frage beantworten, solange mir die Umstände meines Todes ungewiß sind? Darf ich die zweite Frage mit einem sachlichen »Homo sapiens«, einem einfachen »Ich bin ein Mensch« beantworten, da doch mit uns eine neue kosmische Gattung geboren wurde? Genügt es, das Woher mit dem technischen Satz zu erhellen: Ich wurde an Bord eines Raumschiffs ohne Namen vom Inkubationssystem 2 erzeugt, als sich die Große Reise ihrem Ende

näherte? Muß ich hinzufügen, daß ich Verschmelzungsprodukt des Spermiums eines mir unbekanntem menschlichen Vaters und der Eizelle einer mir unbekanntem menschlichen Mutter bin und daher in mir trage, was die biologische Evolution auf der Erde in Jahrmillionen ansammelte?

Ich bin nicht sicher, ob ich die Fragen des indianischen Dichters, dessen Existenz im Dunkel liegt, raumzeitlich beantworten soll. Sind sie nicht nur Ausdruck des Fremdseins in einer Welt, die dem Menschen bald feindlich, bald freundlich gegenübersteht und die er sich mit Taten und Begriffen aneignen will? Doch wie könnte ich fremd sein in einer Welt, die ich selbst mitschuf? Ich muß wohl glauben, daß aus diesen Fragen die Offenheit der Welt, die Unendlichkeit von Raum und Zeit zu mir sprechen.

Ramma

Dieses Gesicht, diese Augen, die mir stets freundlich zulächelten, die weichen sanften Züge, selbst die dichten Brauen und die eher breit zu nennende Nase, das schwarze, wellige Haar, mit dem ich so oft spielte – ich kann sie nie vergessen, Ramma, meine Ramma. Sie ist das erste Wesen, dessen ich mich entsinnen kann. Keine meiner Erinnerungen reicht weiter zurück. Wie sollte es auch anders sein. Dem erwachenden Bewußtsein eines entstehenden Menschen sind die Anfangsphasen seiner Entwicklung verschlossen. Vom Inkubator erfuhr ich erst Jahre später.

Denke ich zurück, so liebe ich Ramma noch heute, empfinde noch heute einen Anflug jener warmen Geborgenheit, die meine früheste Kindheit bestimmte und so sorgenfrei machte. Dabei war Ramma nichts als ein ausgeklügelter Betrug, falsch bis auf die metallenen Knochen, bloßer Trick und Imitation. Jeder ihrer Gesichtszüge, jede ihrer Bewegungen war so ausgedacht und entworfen, daß sie mir die nicht vorhandene menschliche Mutter vorgaukelten. Jedes ihrer Worte des Trostes und Mitgefühls bei meinen kindlichen Wehwehchen war nichts als Vorspiegelung, raffinierte Lüge einem Wesen

gegenüber, das unfähig sein mußte, sie zu durchschauen. Das Werk eines Teams von Kinderpsychologen, Kybernetikern, Designern war vor allem in dieser Beziehung perfekt. – Und doch denke ich mit Liebe an Ramma zurück.

Ist es falsch, daß ich jetzt noch so viel Gefühl, so viele Gedanken auf ein technisches System verschwende, auf meine Robotamme? Ich weiß es nicht. Und wenn sich hinter ihrem mütterlichen Antlitz auch hochintegrierte Nanoelektronik verbarg und wenn ich auch aus synthetischen Brüsten trank und, eingelullt von künstlicher Wärme und einem leisen imitierten Herzschlag, einschlief, es war nun einmal meine Ramma.

Ist es nicht gleich, daß ein ausgeklügeltes Programm all ihre Handlungen bestimmte? Daß genetisch determinierte Schlüsselreize berücksichtigt wurden und entwicklungspsychologische Gesetze? Ich liebte Ramma, denn sie war es, die mir zulächelte, mich in ihren unermüdlichen Armen wiegte, mir zärtliche Worte zuflüsterte. Sie, die Maschine, die komplexe kybernetische Struktur, die Gefühle weder empfangen noch erwidern kann, sie allein hat mein Fühlen erweckt und in den ersten Jahren geleitet. Ohne Ramma wäre ich kein menschliches Wesen geworden, ein wildes Tier nur, ein menschenähnlicher Automat.

Ramma – so paradox es scheint: Ein Roboter erzog mich zum Menschen. Und so haben die Rührung und die Dankbarkeit, mit denen ich an sie zurückdenke, ihre Berechtigung.

Geschwister

Alfa war die Erstgeborene. Zwei Monate früher als mich hatten die Inkubatoren sie in unsere stahlummantelte Welt gesetzt. Und eines Tages müssen uns unsere Rammass zusammengebracht haben, eines Tages, an den ich mich nicht entsinnen kann, so weit liegt er zurück im Dunkel meiner Kindheit. Kein Bild taucht in mir auf, das mich allein mit der dunklen Alfa zeigt in den zehn Wochen, bevor Gamma unsere Gespielin wurde. Und ich bin mir nicht

einmal sicher, ob die Erinnerungen an die Zeit des Spielens zu dritt echt sind oder ob es sich nicht nur um das nachträgliche Ausmalen wahrscheinlicher Situationen handelt. Aber das ist unwichtig. Ich sehe, wie sich die winzige Gamma auf Alfas Rücken festklammert und wie ich beide eifersüchtig umkreise.

Lange Jahre – die zeitlosen, halbvergessenen Jahre der frühen Kindheit – blieb Alfa in meinen Augen die Große, die Starke, die Überlegene. Sie war kräftig gebaut, zudem die Ewigkeit von achtundsechzig Tagen älter, die ich nie einzuholen vermochte. Gamma hingegen zeichnete eine unter uns einzigartige Zierlichkeit aus. Kein Wunder, daß Alfa mit ihr »Ramma und Gamma« spielte und den Bruder, den sie weder richtig auf dem Rücken tragen noch bemuttern konnte, übergäng. Neidisch beobachtete ich ihr Spiel, versuchte, mich dazwischenzudrängen oder ahmte sie nach, indem ich die beiden einzig bekannten Rollen, die des Babys und die der Ramma, annahm. Manchmal stritt ich mich mit Alfa um Gamma. Allein sie wußte ihren Willen meist durchzusetzen, und ich blieb Zuschauer bei diesem Spiel, zumindest in meiner echten oder falschen Erinnerung.

Etwa als Delth in unseren Kreis trat, entdeckte ich, daß Ramma nicht Ramma war, oder vielmehr, daß es Ramma und Ramma und Ramma gab: Sie konnten nebeneinander stehen. Das verwirrte mich sehr. Und in der ersten Verwirrung hatte ich sogar Mühe, meine, die einzig richtige Ramma herauszufinden. Erst ihre so vertraute, beseligende Stimme gab mir die Sicherheit zurück.

Heute weiß ich natürlich, daß sich um jedes Kind eine spezielle Robotamme kümmerte, damals aber erschütterte diese Entdeckung meine Welt. Ich mußte unterscheiden lernen, und die Grammatik von mein, dein und sein bekam einen tiefen, ungeheuerlichen Sinn.

Wir nannten uns Geschwister. Wie alle Wörter kam auch dieses von den Rammias, wurde uns gelehrt, ohne daß wir es bemerkten. Viel, viel später erst begriff ich, daß dieses Wort auch eine andere, biologische Bedeutung besitzen kann. »Blut ist dicker als Wasser«, sagt man auf der Erde. Eine Halbwahrheit. Die Hautfarbe meiner Geschwister ist verschieden wie Tag und Nacht, und doch stehen

wir uns durch die gemeinsame Kindheit noch heute so nahe, wie es gemeinsame Gene allein nie hätten bewirken können.

Wir nannten uns Geschwister, wuchsen und bekamen Zuwachs. Nach Delth kam Ilona, auf Zeth folgten Eta und Teth, während die Monate vergingen. Oft mußte eine Ramma einschreiten, wenn wir größeren Geschwister zu rabiat mit den kleineren umgingen. Die Schelte, die ich gesenkten Hauptes empfing, weil ich Eta hatte fallen lassen, kann ich nicht vergessen. Noch heute fasse ich Kinder nur sehr sacht an, betrachte sie als etwas unendlich Zerbrechliches.

Wir spielten mit weichen Bauklötzen aller Farben, rauften uns um Bälle, wurden gebadet und planschten. Und wir beschmierten mit süßen Buntstiften alles, was uns in den Weg oder in den Sinn kam. Besonders gern haben wir Ilona angemalt, sie war als Kind weißblond und hatte eine entsprechend zarte helle Haut, auf der die Farben wunderbar zur Geltung kamen. Ilona lag nichts daran, von uns verziert zu werden. Alle Beteuerungen, sie werde dadurch schöner, halfen nichts. Sie schrie jämmerlich nach ihrer Ramma, wenn wir sie endlich überwältigt hatten und festhielten. Aber manchmal, insgeheim, bemalte sie sich selbst.

Neben den Geschwistern und Rammas gab es noch ein Wesen in meiner kindlichen Welt, das eher ihnen ähnelte als den toten Dingen wie Stöcken oder Schachteln – meinen Teddy. Er lauschte geduldig meinen langen Erzählungen, verweigerte kein Spiel, ertrug gehorsam, was immer ich mir ausdachte, und liebte mich auch nach der gründlichsten Untersuchung noch. Zweimal zerlegte ich meinen Teddy, schnitt sein braunes Fell auf, zerrte die Wolle heraus und suchte nach der »Stimme«, einem Kästchen, das auf Druck oder Drehung ein bescheidenes Brummen hervorbrachte. Beide Male stellte Ramma meinen Teddy wieder her, kurieren nannte sie das und erklärte mir die Leiden eines geschundenen Teddys. Nur Delths Teddy wurde öfter repariert.

Der Mensch ist so eingerichtet, daß sich in der Erinnerung das Verhältnis von Leid und Freude verschiebt. Ich weiß sicher, daß ich als Kind manches Mal geweint habe, schon vor Zorn und um meinem Willen Ausdruck zu verleihen. Und doch erscheint mir die

Zeit im Kreise der widerborstigen Geschwister und der folgsamen Spielzeuge in einem freundlichen Licht.

Naturpark

Die Halle mit einer Wiese, in die uns die Rammas eine Zeitlang gebracht hatten, hatte ich noch bereitwillig als einen neuen Raum akzeptiert, doch als wir später in den Naturpark geführt wurden, schien mir das Herz stillzustehen. Die Wiese konnte ich schnell überqueren, hinter Büschen und Bäumen gab es eine Wand, und die Decke war stets zu sehen, die Größe des Naturparks aber erschreckte mich. In meiner kindlichen Vorstellung war er schlicht unendlich. Die Wände fehlten! Hinter jedem Baum standen weitere, hinter der Wiese kam ein See, und hinter dem See waren erneut Wiesen und Bäume und dann die grauen Flecken, die Felsen hießen. So ging das weiter und weiter und höher hinauf.

Während ich dem Lauf eines glitzernden Bachbandes mit den Augen folgte, die bald nicht mehr alle Details zu erkennen vermochten, mußte ich meinen Kopf heben. Wie sollte ich wissen oder begreifen, daß die grünen, grauen, gelben und blauen Farbtupfen über meinem Kopf noch zum Naturpark gehörten? Wie konnte ich eine Vorstellung davon haben, daß ich mich in einem kilometergroßen Zylinder befand, da mir die Begriffe dazu fehlten. Für mich verschwand der Park in der Entfernung einfach in einer Art Nebel, ich sah, und zugleich sah ich nicht.

Die jüngeren Geschwister nahmen den Park, wie er war. Meine Furcht vor der Weite mochte ihnen fremd sein.

Am Abend kroch ich verstört in mein Bett, das wohltuend nahe Wände umgaben. Was ich damals träumte, habe ich bis heute nicht vergessen: Die Wände unseres Zimmers lösten sich in ein waberndes Grün auf, ich befand mich halb schwebend in einem größeren Raum, der mit hohen wogenden Gräsern und gedrunghenen Büschen der Wiese ähnelte. Und wieder zergingen die Wände, ich driftete unsicher hinaus, konnte aber noch einmal eine

Begrenzung wie eine dünne, halb transparente Hülle in der Entfernung erspähen, dann zerplatzten meine Sinne in ein grenzenloses Nichts, ich trudelte hinaus in eine endlose schwarze Leere, von der ich damals noch nichts wissen konnte.

Ich erwachte und froh. Ich wollte Ramma rufen, aber die Leere verschloß mir den Mund. Ich kroch, bis ich Alfas Bett fand, stieß sie wach und erzählte ihr unter Tränen, daß nirgendwo eine Wand sei. Dann weinte auch sie, und ich beruhigte mich.

Guro

Ich mochte etwa fünf Erdjahre zählen, da saß eines Morgens ein neues Wesen an einem der Felsen. Wir waren es längst gewohnt, ständig neue Tiere kennenzulernen, auch solche, deren Biß uns erkranken ließ oder deren Stich schmerzte und Beulen verursachte. Nur der unermüdlichen Aufmerksamkeit der allgegenwärtigen Rmmas war es zu verdanken, daß wir mit dem Schrecken und ein paar Kratzern davonkamen. Doch dieses neue Wesen ähnelte nicht den Vierbeinern oder den Gefiederten, es glich auf eine bizarre Weise eher den Rmmas und uns.

Zweibeiner sprechen, war die erste Erfahrung, die es uns vermittelte, als wir uns vorsichtig und neugierig näherten. Das Wesen sagte: »Ich heiße Guro. Ab heute werde ich euch alles lehren.«

Ich erwiderte, daß ich Beth heiße, und fragte, ob er mit uns spielen wolle. Guros Lächeln galt uns als Einwilligung.

Noch am selben Tag rief uns Guro am Ufer des Sees zusammen. Mit einem Stock malte er Zeichen in den Sand. »Dies ist für dich, Alfa, und das für dich, Beth.«

Ich versuchte sofort, es nachzuzeichnen. Die anderen wollten nicht zurückstehen, holten sich Stöcke und kritzelten im Sand. Ilona schrie, als wäre sie selbst verletzt, als Eta aus Versehen auf ihr krakelig dürres Epsilon trat und es verwischte. Guro war sofort zur Stelle, tröstete sie und übte mit ihr. Er erklärte uns fast jeden Tag neue Zeichen. Als das Spiel den Reiz der Neuheit verloren hatte,

mußte Guro zu jedem Zeichen eine Geschichte erfinden, um unser Interesse wach zu halten.

Gamma meinte Jahre später, daß Guro eine Abkürzung für »Genialer Universalroboter« sein müßte, die Erdmenschen erfänden auf diese Art Namen. Beweisen konnte sie es nicht, und Guro verschwieg uns den Ursprung des Namens – auch sein Wissen kannte Grenzen.

Guro hatte viel Arbeit mit uns. Nimmermüde beantwortete er die Fragen der Kleineren, zeigte uns manchen Trick, gab uns Ratschläge für unsere Spiele und später dann Unterricht.

Als mehr Geschwister zu uns in den Naturpark stießen, sagte Guro: »Ihr werdet zu viele, ich muß mich verdoppeln.«

Wir lachten, bis wir sahen, daß im Schatten des Felsens, nur wenige Schritte hinter ihm, ein zweiter Guro stand. Sie glichen einander so sehr, daß uns schon bald jegliche Unterscheidung unmöglich wurde. Oft fragten wir einen Guro etwas und rannten gleich darauf abgelenkt davon, in solchen Fällen konnte auch der andere antworten. Wir wunderten uns nicht wenig, waren aber froh, daß es Guro doppelt gab: So konnte er uns mehr erzählen.

Zwei Roboter, die über Funk miteinander und mit dem Schiffscomputer in Kontakt stehen – wie wenig Geheimnis barg Guros Verdopplung in sich. Mit seinem Wissen, den in den Informationsspeichern des Schiffs gesammelten Erfahrungen der Menschheit, war und ist er mir zu jeder Zeit hoch überlegen. Aber seine Genialität und Universalität sind auf die beschränkte Welt des Schiffs zugeschnitten. Heute löst er meine Probleme nicht mehr.

Wandern mit Guro

Von dem Zeitpunkt an, als wir acht Ältesten einen Guro bekamen und die Jüngeren einen anderen, begannen wir uns als Gruppe zu betrachten. Auch heute noch, da ich die vielfältigen Familien- und Gemeinschaftsformen der Erdmenschheit kenne, erscheint mir es absolut selbstverständlich und natürlich, in einer

Achtergruppe Gleichaltriger zu leben. Für die meisten meiner Geschwister sind Gruppenbildung und Anzahl lediglich Ergebnis praktischer Erwägungen: So läßt sich eine Horde von Kindern am besten bändigen. Gamma freilich sah darin ein Rätsel, das sie zu Spekulationen verleitete. In jedem Punkt hatten die Erbauer des Schiffs perfekt vorgesorgt, also mußten sie auch Gruppengröße und Zusammensetzung berechnet haben, vier Mädchen und vier Jungen, das mußte das Optimum sein, die beste Voraussetzung für den Aufbau einer funktionierenden Gesellschaft, eben kein zusammengewürfelter Haufen wie auf der Erde ... Wie dem auch sei, wir waren acht und hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

Wir, das waren Alfa, die Große und Erstgeborene mit dem ihrer Ansicht nach viel zu großen Mund, zu der man mit jedem Wehwehchen kommen konnte und von der man nie ungetröstet ging; und die zarte Gamma, die beim Nachdenken immer den Zeigefinger an die Nase hob. Zu uns gehörten Delth, der stets der Erste sein wollte, und die flinke, blonde, sommersprossige Ilona. Zeth, Eta und Teth, die drei Jüngsten, hatten noch nicht viel zu sagen, sie suchten noch den Anschluß zu gewinnen und ahmten fleißig nach, was wir ihnen vormachten. Daß wir mit unseren Hautfarben verschiedenen Hauptrassen der Erdmenschheit angehörten, kam uns erst viel später zu Bewußtsein. Warum sollte nicht Alfa schwarz, Gamma hellbraun, Delth weiß sein?

Guro beachtete zwar die damals noch bedeutsamen Altersunterschiede, er versuchte trotzdem, uns allen dasselbe beizubringen, gleich, ob es sich um das kleine Einmaleins oder das Verhalten von Körpern im Wasser handelte. Er erzählte stundenlang, lehrte uns neue Spiele und führte uns auf lange Expeditionen.

»Wir wandern«, sagte er dann und teilte kleine Beutel mit Verpflegung aus. Wir warfen sie uns über die Schulter, und schon ging es los.

Die nähere Umgebung des Eingangs in den Naturpark, der sich an der Flanke eines Hügels hinter Büschen verbarg, hatten wir längst spielend erkundet, ebenso wie das Buschland davor und den kleinen See und ein Stück Laubwald, der das Buschland zur

anderen Seite hin begrenzte. Jetzt umrundeten wir den See, überquerten die dahinterliegende Heide und erklommen einen niedrigen bewaldeten Berg. Stundenlang marschierten wir durch Wälder, dichtes Gebüsch und Wiesen, deren Gräser uns überragten.

Überall am Weg gab es Sehenswertes: den Ameisenhügel, eine Igelfamilie oder einen umgestürzten, pilzbewachsenen Baum. Guro erklärte, dann gingen wir weiter. Er nahm keine Rücksicht, wenn wir den Igel noch ein wenig zuschauen oder rasch quer über eine Lichtung laufen wollten, über der bunte Falter tanzten.

»Heute wollen wir weit gehen«, erinnerte er uns und nahm den Marsch wieder auf. Da mochten wir über unsere müden Füße noch so laut jammern. Endlich erreichten wir einen Sumpf, rasteten und aßen. Fliegen setzten sich auf unsere Brote, Mücken umschwirrten uns und stachen immer häufiger. Dreckig und abgekämpft, wie wir waren, schmeckte uns jeder Bissen.

Dann liefen wir über schwankende Mooshügel und vorbei an verkrüppeltem Gehölz. Ständig mußte uns Guro in den Bereich zurückrufen, wo der unsichere Boden sein Gewicht noch trug. Delth und ich spielten mit der Gefahr. Wir rannten voraus, hopsten über die Erdballen, überhörten Guros Ermahnungen.

Wir wußten, daß Guro ohne Zögern im Sumpf versunken wäre, um uns zu retten, trieben es, uns gegenseitig anstachelnd, immer ärger. Dann glitt mein Fuß ab – das Bein stak sofort bis zum Knie im schwarzen Morast. Der Schreck ging wie ein Frost durch meinen Körper. Ich warf mich zur Seite, strampelte, rutschte ab, zog mich mit den Händen voraus – und wenige Schritte neben mir stak auch Delth bis zur kurzen Hose im Morast.

»Bring das Seil zu unseren beiden Helden, Alfa.« Guro hatte vorgesorgt, wir klammerten uns am Seil fest, er zog mit Roboterstärke und ich stand schnell wieder auf festem Boden.

»Wie verhält man sich in Gefahr, Beth?«

»Umsichtig«, antwortete ich, wie er es uns gelehrt hatte.

Guro nickte.

Trotz allen Warnungen Guros, trotz seinen Ermahnungen und seiner Aufmerksamkeit ging kaum ein Wandertag ohne kleinere

oder größere Verletzungen zu Ende. Wie entsetzt schrie Ilona, als eine kleine gelbe Schlange sie biß! Die Spritze, die Guro ihr rasch in den Arm drückte, fand sie dann schon wieder interessant.

Ungern traten wir den Rückweg an, der Sumpf hatte uns noch so viel zu bieten, wir hatten nicht einmal eine Libelle gefangen! Aber Guro ließ nicht mit sich handeln. Der Weg wurde lang und länger. Guro schritt flott aus, und wir wollten uns »bloß mal ein bißchen« ausruhen. Er kannte kein Erbarmen. »Strengt euch ruhig etwas an. In einer Stunde sind wir da.«

»Ich will nicht mehr«, protestierte ich. »Du bist groß und aus Metall, dir macht es nichts aus!« Ich stolperte, lief dann doch weiter.

Erschöpft kamen wir an, stopften das Abendbrot in uns hinein und schliefen sofort ein. Am nächsten Tag wollten wir wieder wandern.

Ein Märchen

Guro hat uns viele Märchen erzählt. An eins aber erinnere ich mich nach all diesen Jahren besonders deutlich.

Wir saßen, wie immer etwas unruhig, doch bei den spannenden Passagen ganz Ohr, im Halbrund um Guro. Unsere Finger zerpfückten Gräser oder verflochten Halme. Wir ließen Käfer über die Hände laufen und schauten ins grüne Dickicht, Zentimeter über dem Boden, wo sich manche Ameise mit unmöglich großen Beutestücken abplagte.

»Heute mal von den Ameisen, Guro!« wünschte sich der sonst eher zurückhaltende Zeth. Seine schrägstehenden dunklen Augen leuchteten gespannt.

»Ja, warum sie so gemein beißen«, bekräftigte Ilona, die jedes unbekannte Tier sofort anfassen wollte.

»Aber das wißt ihr doch schon«, sagte Guro, »nicht wahr? Heute werde ich euch das Märchen von den Ameisen erzählen, die einen neuen Bau anlegen. Es waren einmal 283 Ameisen, die hatten sich

ihre 1698 Füße schon fast alle wund gelaufen, so lange waren sie gewandert, bepackt mit vielen Taschen und Eßbeuteln. Sie liefen immer in einer schmalen Reihe, vorn die Wegbereiter, die Umwege um zu große Pflanzen und zu hohe Steine fanden, die kleinere Hindernisse zur Seite räumten und jeder Gefahr unter Einsatz von Zangen und Gift mutig Trotz boten. Hinter ihnen kamen die Jäger, die schwärmten oft zur Seite aus und erbeuteten gewaltige Raupen, flinke Hundertfüßler oder auch panzerbewehrte Käfer, die die magere Marschverpflegung ergänzten. Hinter den Jägern liefen die Träger mit Sack und Pack, wie alle Ameisen schwitzten sie nie und schimpften nicht über ihre Last, die mitunter das Siebenunddreißigkommavierfache ihres Körpergewichts ausmacht. Sie wurden von den Kriegern mit gewaltigen messerscharfen Kiefern beschützt, die die Nachhut bildeten. Zwei Wochen waren sie so gezogen, das ist für Ameisen eine schrecklich lange Zeit.

Tag für Tag und auch in der Nacht, immer nur auf den Beinen, niemals gerastet, und nach jedem Tag noch ein Tag ... In den zwei Wochen sind sie von dieser Buche dort, den Ameisenhaufen darunter kennt Ilona sicher, bis zu einem Baum noch hinter den drei Hügeln gelangt. Ihr braucht natürlich nicht lange, diese Strecke zurückzulegen, aber für Ameisen mit einer Schrittweite von durchschnittlich nur eins Komma zwei Millimeter, da ist es eine ungeheure Entfernung. Und bedenkt, sie trugen eine Last, die mitunter das Siebenunddreißigkommavierfache ihres Kör...«

»Das wissen wir doch schon, Guro!«

»Und warum laufen sie solche schrecklichen Strecken, ich würde ...«

»Weitererzählen! Guro, erzähl' bitte weiter!«

»Ja, ihr habt recht, aber erst muß ich noch Gammas Frage beantworten. Die Ameisen suchten einen geeigneten Standort für ihren neuen Bau, denn im alten war es ihnen zu eng geworden. Deshalb sind sie ausgezogen. Warum sie dann aber gerade bei dem Baum hinter den drei Hügeln hielten, das wußte wahrscheinlich nicht einmal die allererste Ameise. Sie blieb einfach plötzlich stehen, drehte sich um und tastete mit ihren Fühlern der zweiten

zu: Alles anhalten, wir sind da. Und die zweite Ameise drehte sich zur dritten um und die dritte zur vierten und so weiter, und die Lastameisen warfen ihre Taschen und Eßbeutel ab, und die Jäger liefen in Grüppchen in das Gelände, um Raupen zu fangen oder Samenkörner einzusammeln, und die Krieger wetzten ihre messerscharfen Kiefer und liefen ebenfalls in kleinen Gruppen in das Gelände, um nach möglichen Feinden Ausschau zu halten. Und dann endlich kam auch die 283. Ameise, und die 282. tastete ihr zu: Alles anhalten, wir sind da.

Von diesem Moment an begannen sie, einen neuen Bau zu errichten. Mit Zangen und Beinen wühlten die einen in der weichen Erde und gruben tiefe Gänge und weite Höhlen, andere zernagten Holzstückchen und schlepten sie heran oder fanden Tannennadeln und trugen sie herbei. Jede Ameise wußte, was sie zu tun hatte, sie häuften die Baumaterialien übereinander oder reinigten die unterirdischen Gänge, sie jagten nach Nahrhaftem oder vertrieben Feinde. Zum Schluß packten sie ihre Taschen aus: Darin befanden sich die Sporen der Pilze, die sie züchteten. Aus kleingeschnittenen Blättern bereiteten sie tief unter der Erde Beete, sorgten für die richtige Feuchtigkeit und die richtige Temperatur und beschnitten die Pilze, wie es sein muß, wenn sie wachsen sollen. Und als sie zum erstenmal ein Pilzgericht aßen, wußten sie, daß die große Wanderung und der schwere Aufbau eines neuen Ameisenhaufens vorbei waren.

Aber die jungen Ameisen, sie hatten sich inzwischen schon reichlich vermehrt, waren ungeduldig und sagten: Warum sollen wir nur an eurem Bau ein neues Stockwerk aufsetzen, wir gehen lieber selbst auf Wanderschaft. Und sie packten Taschen und Eßbeutel und machten sich auf den Weg.«

Guro schwieg. Nur Zeth fand, daß ein richtiges Märchenende nötig sei. »Und wenn sie nicht gestorben sind, dann wandern sie noch heute.«

»Sie sollen mich aber nicht wieder beißen«, bemerkte Ilona und schüttelte energisch den Kopf.

Inhalt

Andymon

Eine Weltraum-Utopie

Teil I. Das Schiff	7
Teil II. Andymon	115
Teil III. Und mehr als Andymon	233

ANHANG

Die Schiffsgeborenen	357
Hymne des Planeten Andymon. <i>Von Erik Simon</i>	358
<i>Andymon</i> und die Langfristperspektiven der Menschheit <i>Von Karlheinz Steinmüller</i>	359
»Dieser Satz hat das Buch gerettet.« Der lange Weg zu <i>Andymon</i> <i>Ein Nachwort der Autoren</i>	375